

Kein Halt — nirgendwo?

Der Abend hatte etwas von documenta an sich. Einmal ansehen respektive anhören reicht irgendwie nicht. Zur Aufführung kamen zwei Stücke der britischen Autorin Sarah Kane, die sich 1999 im Alter von 29 Jahren das Leben nahm. Ob ihr Suizid die Folge oder die Reaktion auf ihre Depressionen war, vermag wohl niemand wirklich zu beurteilen. Als Hintergrund ist das gut zu wissen, denn beide Stücke „spielen“ in dem Zwischenreich von Wahn und Vernunft, wobei die Grenzen selbstverständlich uneindeutig sind.

Gebrochene Identitäten

In „Gier“ sind es vier mit Buchstaben gekennzeichnete Stimmen, die einerseits von sich erzählen, andererseits auch mal in Interaktion treten, ohne aber dass sich eine klare Struktur, eine klare Beziehung ergibt. Immer wieder beginnen die Sätze mit „Ich möchte“, „Ich will“ oder „Ich brauche“, doch alle bleiben letztendlich dennoch in ihrem Sein verhaftet. Welche Identität lässt sich den einzelnen Stimmen zuschreiben? Man müsste es mehrfach hören bzw. lesen, vielleicht, aber auch nur vielleicht, käme man dann zu einer Vermutung. Aber so bleiben sie gebrochene Identitäten, nebeneinander existierend, unfähig oder unfähig geworden zuzuhören, zu antworten, Empathie zu zeigen.

„Schöner Scherz, der mir sagt,
dass ich lebe.“

In gewisser Weise ähnlich, wenn dann doch auch wieder völlig anders, das zweite Stück, „4.48 Psychose“. Während ihrer depressiven Schübe soll Kane jeden Morgen um 4:48 Uhr aufgewacht sein und war, von Medikamenten unbeeinflusst, fähig zu klarem Denken. Doch gerade in diesem Zustand sind die Elemente des Realitätsverlustes überdeutlich, die Bemühungen nach Logik, nach Erklärung ein Kraftakt, der den Rahmen des konventionellen Denkens sprengen muss.

Schaumstoffsofalandschaft

Martin Schulz wählt für seine Inszenierung einen ruhigen Weg, woran er auch gut getan hat, denn die Texte sind für sich genommen von einer Stärke, von einer Radikalität, wie man sie nicht mehr oft auf der Bühne findet. In einer Landschaft aus Schaumstoffsofas und -sessel (Ausstattung: Carolin Mittler) agieren die vier Akteure in „Gier“ bis auf wenige Momente nahezu reduziert. Eher steif, manchmal auch unbeholfen, manchmal auch ansatzweise spielerisch, erobern sie die zugestellte Spielfläche, bis sie sie zerstören. In „4.48 Psychose“ wählt Schulz eine noch starrere Variante. Anke Stedingk sitzt überwiegend mitten in der Schaumstofflandschaft, die anderen drei Stimmen halten sich im Hintergrund. Es mutet fast mehr wie eine szenische Lesung an – doch diese gewählte Form gibt Text und Stimme Raum, schafft Konzentration und beeindruckt in intensiver Weise.

Matthias Fuchs, Aljoscha Langel, Eva-Maria Keller und natürlich Anke Stedingk, die im zweiten Stück den gewaltigen Bewusstseinsstrom interpretiert, liefern ihre Parts nicht nur hochpräzise ab, sondern auch sprachlich enorm differenziert, mit feinsten Untertönen, ohne je in klischeehafte Extreme zu verfallen. Und das bei einem dichten, stilistisch fein ziselierten Text, der für sich genommen schon ein Ereignis ist. In ihm gibt es Sätze, die einen erschauern lassen, es gibt Sätze, die zum Lachen reizen und es gibt Sätze, die man gerne mit Händen greifen würde, um sich zu versichern, dass sie sind. Doch das gibt es eben nicht an diesem Abend, eine Versicherung, einen Halt, ein „das ist so“. Kein gemütlicher Abend, wahrlich nicht, aber ein Theaterabend der, egal welchen Aspekt man nimmt, überzeugt.

Dafür gab es nach zweieinhalb Stunden den absolut verdienten langanhaltenden Applaus.

bb

„Gier / 4.48 Psychose“ von Sarah Kane in der Übersetzung von Marius von Mayenburg und Durs Grünbein nochmals am 29. September und im Oktober am 6., 12. und 19. im tif.

Anke Stedingk und Matthias Fuchs in „Gier“. Photo: N. Klinger

